

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahr ow.
(Fortsetzung.)

„Also,“ begann er leise, „also, ich möchte nicht lange Redensarten machen.“

„Das freut mich. Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Bizefeldwibel?“

Er lächelte beglückt. Daß sie seinen militärischen Rang fogleich erkannte, machte ihm Vergnügen. Und es ergab eine bessere Aufkündigung.

„In der Tat,“ sagte er mit einer kleinen, anerkenntlichen Verbeugung, „ich bin Bizefeldwibel. Bei den Elisabethern. Ich hoffe demnächst Leutnant zu werden.“

„Das ist ja schön. Also womit kann ich...“

„Fräulein Berber, Sie sind eine Frau. Sie müssen es ja schon wissen, daß ich mein Herz an Sie verloren habe.“

Therese bekam einen sichtlichen Schreck.

„Nein,“ rief sie geschwind, „das hatte ich nicht bemerkt. Aber es interessiert mich auch nicht, Herr Kirchler. Wirklich nicht.“

„Doch!“ versetzte er. „Das muß Sie interessieren, denn ein Männerherz ist kein Gegenstand, den man wegwerfend behandelt. Bitte, antworten Sie mir noch nicht, ich will Sie gar nicht lange aufhalten. Mein Herz gehört Ihnen ja doch, ob Sie es nun aufnehmen wollen oder nicht. Aber die Sache hat auch eine praktische Seite.“

„Ah!“

„Dawohl. Hören Sie nur zu. Sehen Sie, ich kam damals das erstemal zu Ihnen als entrüsteter Kollege. Ich hatte Ihnen unrecht getan — Sie waren ja gar nicht der unlaunere Konkurrent, den ich in Ihnen vermutet hatte. Dagegen waren Sie ein reizendes, ein ganz reizendes Mädchen. Bitte! Nur noch einen Augenblick! Sie wissen nicht, was Liebe auf den ersten Blick bedeutet, nicht wahr?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Nun, das macht nichts. Ich liebte Sie auf den ersten Blick. Und ich habe Sie mehrmals seitdem wiedergesehen — nicht nur damals im Grunewald. Ich hätte sicher nicht gewagt, Sie mit diesen Erklärungen zu überraschen, wenn nicht diese Mobilmachung alles über den Haufen geworfen hätte, was ich plante und wünschte. Das heißt, nein — was ich plante und wünschte, wurde nicht über den Haufen geworfen, sondern nur beschleunigt. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren — übermorgen soll ich mich bei meinem Ersatzbatalion einfinden. Bis dahin habe ich noch Urlaub.“

Er hatte so überstürzt gesprochen, daß Therese kein Wort dazwischenwerfen konnte. Jetzt trieb sie atemlos einen Keil in seine Rede:

„Und was hat das alles mit mir zu tun?“

„Sie sind die Hauptperson dabei. Fräulein Berber, ich liebe Sie!“

„Das haben Sie bereits erwähnt. Aber dafür kann ich doch nichts.“

„Nein, Sie können nichts dafür — ich meine, es war sicher nicht Ihre Absicht, daß es so kommen sollte. Aber es ist nun einmal so. Und nun denke ich, da wir beide Künstler sind...“

„Oh, bitte, bitte!“ wehrte Therese bescheiden ab.

„So wäre es doch das einfachste, wenn wir uns zusammen täten und gemeinsam ein Atelier für Tieraufnahmen gründeten.“

„Ich sagte Ihnen ja schon, ich brauche gar kein Atelier.“

„Das werden Sie schon noch brauchen, schon allein wegen der Schoßhunde zum Beispiel. Aber das ist auch ganz nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß wir zusammen sicherlich sehr gute Geschäfte machen würden. Um unsere Existenz brauchte uns gar nicht bange zu sein. Und da ich Sie außerdem liebe, so wäre es gewiß das Beste, wir zögern gar nicht erst — ich bitte Sie um Ihre Hand und bin bereit, mich morgen mit Ihnen Kriegstrauern zu lassen.“

Therese war mit aller Macht bemüht, den unfehlbar und unwiderstehlich sich nahenden Lachreiz noch zu unterdrücken. Aber ihre Stimme zitterte schon gefährlich, als sie fragte:

„Haben Sie sich überlegt, was Sie mir zumuten? Ich soll einen vollständig fremden Mann morgen heiraten. Einen Mann, von dem ich nichts, aber auch absolut gar nichts weiß, als daß er — Bizefeldwibel ist?“

Herr Amadeus Kirchler warf sich in die Brust.

„Daß ich des Königs Noth trage, bürgt Ihnen dafür, daß Sie es mit einem Ehrenmann zu tun haben!“

„Ehrenmann und — Ehrenmann ist zweierlei. Doch genug nun, Herr Kirchler. Ich glaube, Sie sind wirklich nicht ganz — gescheit, sonst wüßte ich wirklich keine Entschuldigung für Ihr Benehmen.“

Er wurde lirschtrot und gleich darauf kreideweiß.

„Wie?“ schrie er. „Ist das Ihre Antwort? Weiter haben Sie mir nichts zu sagen?“

„Ist es noch nicht genug? Ich dachte, es könnte Ihnen genügen. Aber wenn Sie darauf bestehen, kann ich Ihnen mit einer guten Berliner Redewendung dienen.“

Sie öffnete weit ihre Stubentür, richtete sich zu ihrer vollen, stattlichen Höhe auf und rief mit Stentorstimme:

„Au aber r—r—raus!“

„Mein Fräulein! Fräulein Berber! Das ist eine unerhörte Beleidigung! Sie werden das bereuen!“

Sie antwortete gar nichts mehr, wies aber mit einer so energischen Handbewegung nach dem Korridor hin, daß der feldgraue Freierrmann nicht anders konnte, als sich ohne weiteren Aufenthalt rückwärts zu bewegen.

Gleich darauf fiel die Flurtür hinter ihm ins Schloß, und Therese drehte hörbar den Schlüssel um. Hierauf kehrte sie zurück in ihr Zimmer und sank auf das Sofa. Sie fühlte sich ganz benommen und wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

„Das ist zum Lachen,“ rief sie endlich, „wenn es auch eigentlich beleidigend ist. Sowohl, beleidigend! Denkt so ein Hansnarr, den ich zum drittenmal in meinem Leben und noch dazu gegen meinen Willen, gesprochen habe, ich würde geradezu mit ihm zur Trauung schreiten? Ist er verrückt? Oder nur ein Narr? — Unerhört das Ganze!“

Und nun hing sie doch an zu lachen, ganz leise, und nicht so herzhaft wie sonst.

Sie dachte an ihre erste Liebe, und war gerecht genug, sich zu sagen, daß eben nur die Liebe den armen Photographen so lähn gemacht hatte. Ja, wenn damals jener Mann gekommen wäre und so fürmlich geworden hätte, sie würde ihm wohl mit Freuden gefolgt sein.

Und noch eines andern Mannes Bild stieg vor ihr auf — Hermann Kürrows.

Ihn hatte sie nur flüchtig auf der Straße kennen gelernt, doch kannte sie ja schon jeden Zug in seinem blonden Siegfriedsgeßicht. Und es gefiel ihr so gut, dieses freie, feste Gesicht mit den strahlenden blauen Augen. Sie „gönnte“ der Freundin diesen Mann; doch tief auf ihrem Herzensgrunde regte sich soeben eine klare, rücksichtslose Stimme, die ihr sagte: Und wenn nun Kürrow nicht Ruth liebte, wenn er heute so zu ihr gekommen wäre, um ohne Vorbereitungen, ganz formlos um sie zu freien — hätte sie da auch eine so glühende Empörung empfunden?

„Nein!“ rief die Stimme ihres Gewissens, „nicht empört wirst du gewesen, sondern höchstens überrascht und ungeschlüssig. Und wer weiß, ob du nicht morgen mit ihm hingeschritten wärst zur Kriegstraumung! Also leg' ihn ab, deinen stolzen Horn, liebe Therese, und veriß dem Feldgrauen seine Dreistigkeit. Nicht an der Sache an sich liegt es hier, sondern an der Person des Mannes, für die du nichts übrig hast.“

Und nachdem sie sich solcher Gestalt abgezankelt hatte, senkte sie, erhob sich, strich sich die Haare aus der Stirn und murmelte:

„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht. Ich bilde mir manchmal wohl ein, der Ton, aus dem ich geredet bin, sei feineres Material als das von Hinz und Kunz. Damit war es aber wieder mal nichts! Ganz gewöhnlicher, billiger Ton ist es, aus dem ich bestehe. Na, ich werde mir's merken. Und nun fort mit all dem unverzöhnlichen Kram und Frisch ans Werk.“

Sie ordnete ihre Papiere, erledigte noch einige geschäftliche Korrespondenzen, und machte alles in ihrer kleinen Wohnung so zurecht, daß sie monatelang unbenutzt und doch in Ordnung bleiben konnte.

Dann zählte sie ihre Barschaft. Sie hatte ganz schöne Einnahmen gehabt; auch hatte sie eine ansehnliche Summe erhalten für das Patent auf ihre „Dufzigaretten“, das ein Auernehermer ihr abgekauft hatte.

Jetzt freilich würden die deutschen Frauen an anderes zu denken haben, als an ihre Zigaretten.

Therese legte ein Häuflein Banknoten in ein besonderes Täschchen. Die sollten abgeliefert werden zum Besten der Witwen und Waisen von gefallenem Kriegern, deren es bald viele, viele geben würde.

Endlich legte sie sich zur Ruhe und schlief fest und traumlos, bis am nächsten Morgen die Klingel des Briefträgers sie weckte. Sie sprang auf und holte aus dem kleinen Behälter den Brief herein. Dann stieß sie einen hellen Freudentusch aus: Man berief sie zu sofortigem Antritt in das Rote Kreuz.

16. Kapitel.

Ruth wartete am nächsten Tage vergebens auf einen Brief von Hermann. Aber wenn sie dachte, er sei nur noch böse und spiele den Bekränkten, so tat sie ihm unrecht. Schwer wurmte ihn allerdings ihre Abweisung, und nach seiner raschen Art war er ganz überzeugt, sie würdige seine Liebe nicht und werde ihn niemals mit einer auch nur annähernd gleichen Dingabe lieben.

Schon der nächste Morgen aber brachte ihm eine verständigere Auffassung, und er begann sich zu sagen, daß es vielleicht doch entschuldbar sei, wenn sie nicht sogleich auf seinen Wunsch eingegangen war.

Kaum war er so weit in seinen Gedanken gekommen, da kam ein Telegramm an ihn von seinem Regiment: er habe sich unverzüglich einzufinden. Er hatte keine Minute Zeit zu verlieren, konnte nur noch schnell mit seinen Chef einige Worte wechseln, und sah schon am Nachmittag in dem Zuge, der ihn hinaufbrachte nach der nördlichen Provinz, wo sein Regiment stand.

„Nur noch garnisondienstfähig“ hatte er sein sollen? Aber am ersten Mobilmachungstage war er zum Bezirkskommando gestürzt und hatte eine sofortige militärische Untersuchung durchgesetzt. Das Resultat hieß „selbdienstfähig“. Und telegraphisch war alles andere erledigt worden. Hermann Kürrow hatte wieder einmal, wie schon mehrmals in seinem Leben, ein „unglaubliches Glück“ gehabt.

Und jetzt begann ein atemloser Trubel für ihn, daß er tagelang nicht zur Besinnung kam, an Briefschreiben nicht zu denken war, und endlich, kaum daß er es selbst begreifen konnte, sein Fuß belgischen Boden betrat.

Etwas Seltsames begab sich mit ihm, als er der ebrennt Wirklichkeit, der grausigen Kriegesfurie, gegenüberstand. Er drückte es später selbst mit den Worten aus, es sei ihm für die ersten Tage sein Ich völlig entglitten.

Er wußte nichts mehr von seiner Person, wußte nur noch das eine, daß Sieg oder Tod die beiden Worte waren, welche die Welt bedeuteten. Er dachte wohl auch an Ruth, aber nur wie in einem dumpfen, traumhaften Bewußtsein. Lebendig war für ihn nur der Krieg, die Schlacht und der Kamerad, gleichviel wer es war.

U, wundervoll wuchs er in seinem Empfinden empor! Da war alles gefallen, was klein und eng war, alles, was auch gesunde Selbstsucht und Eigengefühl genannt werden konnte. Dafür trat eine wilde Kampfesfreude in sein Blut, und es war der Ausdruck seines lebendigsten Seins, wenn er mit donnerndem Hurra inmitten der Tapfern zum Sturmangriff vorgehen konnte.

Zubel durchbrauste die Heimat bei den Siegesbereisungen, die in glanzvoller Folge und Geschwindigkeit vom Kriegsschauplatz eintrafen.

Aber Ruth hatte noch immer keine Nachricht. Denn die Feldpostkarten, die endlich Hermann abgehandelt hatte, die erreichten so schnell ihr Ziel nicht. Und inmitten der unbeschreiblichen Begeisterung und des dankbaren Triumphes, der jedes Herz daheim erbeben ließ, stand Ruth oft mit zitternden Gliedern still in ihrem Zimmer und biß die Zähne aufeinander.

Warum hätte Hermann nichts mehr von sich hören lassen? Hatte er sie — aufgegeben?

Nein! Schrie es in ihr. Das konnte ja nicht sein! So schwach war seine Liebe nicht, daß sie der ersten, kleinste Prüfung unterlag.

Aber jetzt mußte er ja längst draußen sein. Und sie wußte nicht einmal, wo! Sie war ja nicht dazu gekommen, ihn um alles Nähere zu fragen.

(Fortsetzung folgt.)

Grau von Stahl und Deutschland.

(Zu ihrem 100. Geburtstag, 14. Juli.)

Von Dr. Paul Landau

Eins der ersten Schlagworte, mit dem unsere Feinde ihren unabweislichen Verleumdungsstreben eröffnen, war die Parole: sie kämpfen für das „Deutschland Goethes“ gegen das „Deutschland Bismarcks“, und häufig tauchte als Bezeichnung für dieses ideale Land, von dessen Kultur sich die andere so weit entfernt haben sollte, in englischen, französischen und amerikanischen Zeitungen der Name „das Deutschland der Frau von Stahl“ auf. Wie wünschenswert, daß möglichst viele unserer Feinde das berühmte Buch der großen Schriftstellerin aus Anlaß der 100. Wiederkehr ihres Todestages recht lesen und recht erfassen möchten. Sie würden das mehr von dem, was sie an dem Deutschland von heute so bitter bekämpfen, in jenem geklärten Deutschland vor 100 Jahren wiederfinden; sie würden erkennen, daß das Deutschland, das die Stahl das „Herz Europas“ genannt hat, der Hort der sittlichen Freiheit, der Geseßgebung und der Charaktergröße geblieben ist. Als Frau von Stahl ihr großes Werk „Heber Deutschland“, dessen Veröffentlichung die rücksichtslose Zensur des kaiserlichen Tyrannen zunächst verhindert hatte, mitten im Wallenrarm des Freiheitskrieges herausgab, schloß sie ihre Vorrede am 1. Oktober 1813 mit den Worten: „Vor drei Jahren nannte ich Preußen und die angrenzenden Staaten das „Vaterland des Gebankens“. In wieviel hochherzige Taten hat sich dieser Gedanke umgesetzt! Was die Philosophen in Systeme brachten, vollzieht sich, und die Unabhängigkeit des Geistes wird die der Staaten begründen.“ Goethe aber schrieb nach dem Erscheinen: „Man kann das wunderbare Geschick dieses Buches auch unter die merkwürdigsten Ereignisse dieser Zeit rechnen. Wäre es früher dagewesen, so hätte man ihm einen Einfluß auf die nächsten großen Ereignisse zugeschrieben, man legt es da wie eine spät eroberte Weisung und Anordnung an das Schicksal, ja es klingt, als wenn es vor vielen Jahren geschrieben wäre.“ So warb dies Werk der Schauerjerten, eines besiegten Nation zur dunkelsten Stunde seiner politischen Geschichte

als Wandertourist bestreut, sich besten zum rühmlichen Zeugen ihrer Erhebung und ihres Triumphes. Und heute noch knüpft die Sprache und starke Waffe dieses Buches im Streit der Geister für den Sieg des deutschen Geistes und des deutschen Gedankens.

Napoleon unterlag, und Frau von Staël zog stürzend in Paris ein mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine lebendige Illustration ihres Buches mitbrachte. Dieser Satz Heines läßt die geschichtliche Stellung und Bedeutung dieser neuen „Germania“ schlagend zusammenfassen. Die Schilderung der deutschen Kultur, wie sie Frau von Staël der Welt darbot, ist zugleich die schärfste Verdamnung des französischen Geistes, der in Napoleons Herrschaft triumphierte. Die freie Schweizerin, die Tochter des großen Finanzmannes Necker, hat den Korinthen ebenso glänzend gekostet, wie der Freireich vom Stein oder E. W. Knaut, und sie teilte das Los der besten preussischen Patrioten, indem sie wie diese das harte Brot der Verbannung essen mußte. Und diese bedeutende, lebensschaffende lächelnde Frau war zugleich eine glänzende Reformerin jener edlen Freiheitsliebe, die in dem Kant'schen Sittengebot ihren höchsten Ausdruck gefunden hat; sie mußte den Schein einer äußeren demokratischen Unabhängigkeit wohl von der geistigen Unabhängigkeit zu unterscheiden die nur der selbständigen Persönlichkeit eigen ist. So hat sie schärfer als irgend einer ihrer Zeitgenossen die englische Frömmigkeit und moralische Engherzigkeit gezeichnet. In ihrem Roman „Corinna“ ist der Veld der Tapas des britischen Lords, der das Recht des Genies und der freien Persönlichkeit nicht einmal abt, während die Idealgestalt der Heloin selbst in jener Solitär eines edlen Klassizismus lebt, der durch den deutschen Geist, durch Winckelmann, Herder und Goethe der Welt geschenkt worden ist. Frau von Staël, die übergenüßliche Geisteshebin, die die Franzosen verbannten und die Engländer geistlich beherrschten, die nur in Deutschland Verständnis und die Befähigung ihres eigenen Volkens fand, sie ist in ihrem Leben wie in ihren Schriften ein beständiger Zeuge der deutschen Kultur, die sie bei den andern Völkern einführte und die doch heute noch unverstanden für ihren Wert kämpfen muß. Kein Zweifel, auf welcher Seite sie heute stehen würde, wo die von ihr geübten Fehler des französischen und Vorker des englischen Nationalcharakters sich deutlicher als je offenbaren!

Deutschland hatte nach den Stürmen des Nünfundigjährigen Krieges Ruhe, sich unter den führenden Völkern Europas wieder den geübten Platz zu erobern. Im Ausland wachte man sich nicht von der Geistesblüte, die sich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts langsam entwickelte. Dazu kam die „französische Revolution“, die das Revolutionsjahrhundert am Frankreich legte. So war denn das deutsche Wesen um 1800 in Paris so unbekannt, daß Wilhelm von Humboldt es für unmöglich hielt, einem Franzosen auch nur die einfachsten Begriffe deutschen Denkens und Fühlens nahezubringen und daß ein französischer Minister damals über die deutsche Sprache den denkwürdigen Ausspruch tat: „Sie ist eine Art schlechter Dialekt, den nur das niedere Volk gebraucht.“ Erudigt man diese Tatsache, so wird man die Bedeutung des Buches „Ueber Deutschland“ von Frau von Staël nicht gut überschätzen können. Sie hat das Land Friedrichs des Großen und Kants, Goethes und Schillers, von dem man in der übrigen Welt damals nur Ungewisses ohne, überhaupt erst erfuhr und, indem sie das hier existierende neue, stehrigere Geistesleben der verfallenden Welt der französischen Aufklärungsliteratur gegenüberstellte, eine neue Epoche der Weltliteratur, den Sieg der germanischen über die romanische Literatur eingeleitet. Wen kann der geistvollen Tante, die in den Pariser Salons des Ancien Regime herangewachsen war und in ihrer beweglichen Anpassungsfähigkeit doch Französin blieb, eine Fülle von Fehlern und Mängeln der Ausdeutung nachweisen. Aber wichtiger ist, daß sie im wesentlichen das Richtige traf und daß sie den Blickpunkt der deutschen Weltanschauung den andern Völkern nahebrachte, indem sie selbst sich nicht völlig über das Niveau der andern erheben konnte. Die Grundzüge ihrer Schilderung sind ihrer persönlichen Ergebnisse, die sie auf zwei Reisen durch Deutschland und Oesterreich gewonnen. Wie ein glänzender und schillernder Reiter wandte die loslösernde Erscheinung in Nord- und Süddeutschland auf, verärgert durch ihre Stellung, die sie während der Revolution und dann Napoleons gegenüber eingenommen, durch ihre Werke, in denen ein originales Fühlen leidenschaftlich durchdrang. In Weimar wie in Berlin ver sammelte sie die bedeutendsten Männer um sich und mußte durch den persönlichen Verkehr auch aus den unterstehenden, wie Goethe und Richter, eine lebendige Vision ihres Wesens zu ordnen. Ihre nächsten Freunde mußten ihr möglichst viel Material zugänglich machen, und vor allem ist August Wilhelm Schlegel, der als Lehrer ihres Sohnes sie jahrelang begleitete, ihr Mentor gewesen, dessen ausgedehnte Kenntnisse dem Inhalt des Buches zugute kamen. Groß ist die Fülle des Wissens über deutsche Dinge, die Frau von Staël in ihrer Darstellung der Sitten, der Bildungsklassen, der Künste, Wissenschaften, Philosophie und Religion ausbreitete. Wichtiger noch als die Tatsachen ist die Kraft ihres persönlichen Erlebens, die über alle äußeren Einflüsse, über alle Bemühung fremder Stoffe triumphiert. So ist darin deutscher als die deutschen Romantiker, daß sie Schillers bewußte Weisheit in den Mittelpunkt der deutschen Dichtung stellt, daß sie die deutsche Religiosität nicht einseitig in mittelalterlicher Mystik sucht, sondern praesensvolle Töne

für den Kulturgehalt des Protestantismus findet. Kant und Goethe haben als Wächter an der Pforte, die ihr in dieses „Paradies des reinen Geistes“ führt. Während in Frankreich der gesellschaftliche Verkehr den Menschen seiner Individualität beraubt, das Salonenleben die stille Sammlung hindert und zum frivolen Scherzen verführt, findet sie in Deutschland die Heimat des ernstlichen Strebens, der schöpferischen Begeisterung, der stillen Frömmigkeit, ein stilles, tiefgründiges Land, in dem gute Menschen hinter Blumen-gebüschmatten heimlich wohnen, Kunst die Sinne der edlen Schönen öffnet und Ritterburgen im Norddein zur ehrfürchtigen Bewunderung der Vergangenheit einladen. Obgleich ihr Buch hauptsächlich von den Philosophen und Dichtern unserer klassischen Zeit erzählt, hat sie doch damit der romantischen Dichtung die Bahn gebrochen. Durch ihr Wirken wurde die deutsche Dichtung zur Gedächtnis der neuen französischen Literatur, und alle Romantiker, von Victor Hugo bis zu Rastke, haben den von ihr vermittelten deutschen Einfluss erfahren.

„Alle Franzosen wollen jetzt Deutsch lernen,“ schrieb wenige Jahre nachher der Schweizer Bonstetten; das Buch der Staël habe eine Revolution der Geister hervorgerufen, und ähnlich war es in England und Amerika, wo man erst durch dies Werk auf die noch ungeliebten deutschen Geisteskräfte aufmerksam wurde. Es ist die Forderung der Frau von Staël, die große Männer in England und Frankreich, ein Carlyle und Renan, im 19. Jahrhundert wieder aufgenommen haben und deren Pfade bebaute: die Errettung der eignen moralisch gewordenen Welt durch den germanischen Geist!

Seifenpflanzen.

Infolge des mangelnden Fettes ist ein Artikel sehr rar geworden, der bei einem Kulturvolke in großen Mengen gebraucht wird, das ist die Seife. Ausländische Seifen sind nur zu Märkten, Berlin und auch nur selten zu erlangen, und im Inland wird sehr wenig hergestellt, da das nötige Fett anderwärts gebraucht wird. Man hat infolgedessen zu allerhand Ersatzmitteln für Seife zu Waldweiden gegriffen und die Zahl dieser Waldmittel ist unübersehbar geworden, aber die Güte der meisten ist sehr ungleich. Da ist ein Hinweis auf Seifenersatzmittel am Plage, die uns die Natur in zahlreichen Pflanzen gegeben hat.

Eine in ganz Deutschland vorkommende Pflanze hat den Namen Seifenkraut (*Saponaria officinalis*) aus dem Grunde, weil sie in allen ihren Teilen viel Saponin, also Seifenstoff enthält, was sich sofort erkennen läßt, wenn man Stengel und Blätter kräftig mit den Händen im Wasser reibt, es entwickelt sich dann rasch ein dichter Seifenschaum. Noch mehr Saponin als die Blätter enthält die Wurzel, die einen ziemlich einen Zentimeter Durchmesser und 30 Zentimeter langen, verästelten Wurzelstock bildet von rotbrauner Farbe und rumpeligen Aussehen. Die Wurzel eignet sich daher auch am besten zu Seifenherstellung und zwar ist es am vorzuziehen, wenn die ausgegrabene Wurzel nach gründlicher Reinigung sorgfältig getrocknet, in Stücke geschnitten und zu Pulver vermahlen wird. Je feiner das Pulver ist, desto besser ist es, man kann es ohne weiteres mit Wasser wie Seife benutzen, und zwar sowohl zum Reinigen der Hände, wie zur Waschung von Stoffen. In diesem Zweck verwendet man es am vorzuziehen mit einem Zusatz von Soda; es schäumt sehr stark, löst Schmutz- und Fettflecken auf und ist ein vorzügliches Reinigungsmittel. Das Seifenkraut ist eine mehrjährige, ungefähr einen halben Meter hohe Pflanze mit aufrechtem Stengel und lanzettlichen Blättern, auf deren Unterseite die Wairacren stark hervortreten. Die großen, dunklen Blüten haben eine weiße, bellrosa überlaufte Farbe und stehen in einem dichten Blütenstand an der Spitze des Stengels. An den Ufern von Bächen und Flüssen, zwischen Weidenbüscheln, an Hecken und Jäunen, auf Feldrainen und an Eisenbahndämmen ist das Seifenkraut zu finden, und in manchen Gegenden, besonders in Mittel- und Süddeutschland, ist es außerordentlich häufig. Seine Verwendung als Waldmittel kamt schon aus alten Zeiten, wie schon sein Name besagt.

Neben dem Seifenkraut können aber in gleicher Weise noch eine ganze Anzahl anderer Pflanzen gebraucht werden, wenn ihre Seifenhalt auch nicht so groß ist, wie bei dieser Pflanze. Die bekannte Kuckuckshelle oder Kuckucksbilbe (*Delphinium consolida*), die im Frühling mit ihren leuchtenden, gelben Blüten oft ganze Wiesen bedeckt, ist ebenfalls seifenhaltig, wie auch ihre Verwandten, die weiße und rote Violette (*Viola odorata*) und das gemeine und das wüchsende Veinkraut (*Plantago*). Auch die in Roggenfeldern oft ungenutzt blühende Kornrade (*Agrostemma githago*) ist eine Saponinpflanze, und in besonders hohem Grade das Taubenblau (*Demaria glabra*). Das Taubenblau ist eine Kleinart, auf dem Boden ausliegende Blattolette mit vielen Nadeln und Stengeln, die mit kleinen Blättern besetzt sind. Die winzigen, unbedeckten Blüten sind grün. Auf sandigem Boden kommt das Taubenblau häufig vor und ist fast ganze Weidenfelder völlig mit ihm überzogen. Es ist so seifenhaltig, daß es mit Wasser zerrieben einen kräftigen Schaum gibt.

Wir sehen also, daß wir eine ziemlich große Auswahl in pflanzlichen Ersatzmitteln für Seife haben, und zwar sind die Seifenpflanzen überall in Deutschland zu finden und meistens leicht zu sammeln, so daß sie in vielen Fällen die kostbare Seife ersetzen können. Ihre allmögliche Verwendung ist demnach nur zu empfehlen.

Vermischtes.

* **Obst als Durststiller.** Es sind nur wenige Dinge, die vor den strengen Forderungen eines modernen Hygienikers volle Gnade finden, zu diesen gehört in erster Linie frisches Obst. Die chemische Untersuchung zeigt allerdings, daß die saftigen Früchte eigentlich keinen großen Nährwert besitzen, weil sie aus wenig mehr bestehen als aus Zellstoff und einer Lösung von Zucker. Der Gehalt an Zucker schwankt zwischen 17 Prozent in den Weintrauben, bis zu 14 Prozent in den Zitronen. Der Gehalt von Wasser ist im Obst stets beträchtlich, denn die meisten Sorten bestehen zu 1/2 daraus. In Wassermelonen steigt der Wassergehalt auf 85 Prozent, in Erdbeeren beträgt er 90, in Pfirsichen 88, in Apfelsinen 86, in Birnen 84, in Nektarinen 83, in Blaubeeren und Weintrauben je 80 Prozent. Aus diesen Zahlen läßt sich der Schluß ziehen, daß das Obst eine wichtige Rolle als Durststiller in der Ernährung des Menschen zu spielen vermag. Wer viel Obst isst, braucht ohne Zweifel weniger zu trinken, und der reichliche Obstgenuß ist zur Befriedigung des Durstes zu empfehlen, weil die Früchte die begehrte Flüssigkeit in einem ganz besonders feinen Geschmack darbieten. Die in heißer Jahreszeit so wichtige Frage, was man trinken sollte, ist also auf Grund einer gesunden Ueberlegung mit dem Satz zu beantworten: Eß frisches, reifes und saftiges Obst. Eigentlich läßt dieser Rat mehrere Forderungen der Gesundheitslehre in sich, denn die Vermutung ist unabweislich, daß bei reichlichem Obstgenuß das Verlangen nach alkoholischen Getränken vermindert wird. Ferner reizt das Obst, obgleich es von geringem Nährwert ist, den Appetit und befördert die Verdauung. Ueberdies ist der Saft von frischegetrocknetem Obst völlig frei von Bakterien, und die Fruchtäuren haben auch die Neigung, krankheitsregende Keime in ihrer Entwicklung zu hemmen. Im ganzen muß der Saft einer gesunden und reifen Baumfrucht als ein ideales Mittel gegen den Durst in der heißen Sommerzeit betrachtet werden.

* **Kriegskosten und Kriegsschulden.** In jedem der drei Kriegsjahre hat die Universität Erlangen ihren Studenten ein Heft mit Aufsätzen der Professoren als Gruß ins Feld geschickt. Das letzte schließt der Vertreter der Volkswirtschaft, Gehobrat von Eberberg, mit einer Betrachtung über das ab, was nach Montecuculi und seinen Vorgängern im Kriege das erste, zweite und dritte Erfordernis ist oder genauer: über die Kriegsausgaben und die Mittel zu ihrer Deckung. Der großen Menge der hier sorgfältig zusammengetragenen Zahlenangaben seien die folgenden entnommen: Deutschland hat die Kosten aus eigener Kraft aufgebracht. Die Höhe der bisher bewilligten Kredite beträgt 79 Milliarden Mark, die wirklich gemachten Ausgaben belaufen sich auf etwa 60 Milliarden. In welchem schnellen Fortschritt der Krieg teuer und teurer wird, beweist die Zusammenstellung, daß er den Deutschen bis zum April 1916 monatlich 867, täglich 28,9, im August desselben Jahres aber monatlich 2000, täglich 63—64 Millionen gekostet hat, aber seit Mitte 1916 monatlich auf fast 2 1/2 Milliarden, täglich auf über 70 Millionen zu stehen kommt. Unser Bundesgenosse Oesterreich-Ungarn dürfte bisher etwas mehr als die Hälfte des deutschen Kriegsbedarfs vorausgibt haben. Auf der feindlichen Seite steht England obenan; sein Kriegsaufwand übersteigt schon 70 Milliarden Mark. Kostete der Krieg bis zum März 1915 täglich 2 Millionen Pfund Sterling, so hatte sich dieser Betrag bis Ende August verdoppelt und ist zurzeit bis auf 5,7 Millionen — 116 Millionen Mark (gegenüber den 70 Millionen Deutschlands) angewachsen. Frankreichs eigentliche Kriegskosten haben sich bis Ende Dezember 1916 auf 44 Milliarden Mark belaufen, die monatlichen Kosten waren bis zum März 1916 auf 2400 Millionen, später sogar noch etwas höher gelegen, während sich Rußlands Ausgaben für den Krieg auf etwas über 60 Milliarden belaufen dürften. Italien hat anfangs monatlich nur 450 Millionen gebraucht, doch hat sich dieser Betrag heute auf über 1200 Millionen gesteigert; seine Gesamtkosten sind mit 14 1/2 Milliarden anzunehmen. Auf unserer Seite müssen wir nun noch die Kosten der Türkei mit 3 1/2, die der Bulgaren mit 2 1/2 Milliarden annehmen, auf Feindeseite die Serbiens, Rumäniens, Montenegro's mit drei Milliarden. Ende 1916 betrug der Kriegsaufwand 290 Milliarden Mark, von denen wir und unsere Verbündeten ein Drittel, unsere Gegner zwei Drittel zu decken haben. Wir wollen diese kleine Auswahl von statistischen Angaben, um die Bedeutung der 290 Milliarden zu veranschaulichen, mit einem Vergleich abschließen, der die Gesamtkriegskosten dem französischen Volksvermögen gegenüberstellt. Die Schätzung, die das Vermögen an beweglichen und unbeweglichen Werten vor dem Kriege erfahren hat, ist verschieden gewesen: die geringste Schätzung lautete auf 210, die höchste auf 285 Milliarden, d. h. 2 1/2 Jahre Weltkrieg haben mehr als Frankreichs gesamtes Volksvermögen ausgezehrt.

Büchertisch.

— Taschenbuch für Pilzsammler. Kaum glaublich erscheint es, daß in der gegenwärtigen Zeit der Knappheit und Teuerung aller Lebensmittel noch ungeheure Massen guter Nahrungsmittel unbeachtet verderben, noch dazu solche Nahrungsmittel, die sich jedermann nahezu kostenlos verschaffen kann. Was

sind das für Nahrungsmittel und wo sind sie zu finden? wofür mancher erstaunt fragen! Wir meinen die Pilze, die unsere Wälder und Felder in nahezu unerschöpflicher Fülle spenden und von denen wohl kaum der tausendste Teil, ja vielleicht nur der zehntausendste Teil der menschlichen Nahrung zugeführt wird. Das liegt zumeist daran, weil die Pilze dem Volke zu wenig bekannt sind und man die ehbaren von den giftigen (deren es ja nur wenige gibt) nicht zu unterscheiden vermag. Hier Wandel zu schaffen und zum Sammeln der Pilze in größtem Umfange anzuregen, ist ein dringendes Erfordernis für unsere Versorgung und ein wichtiges Hilfsmittel zum Durchhalten. Da erscheint gerade zur rechten Zeit in Hesses Volksbücherei ein „Taschenbuch für deutsche Pilzsammler von Prof. E. Walther“ mit etwa 100 farbigen und schwarzen Bildern (Preis M. 1.25), das genaue Anleitung gibt, welche Pilze man sammeln soll; das Buch ist durchaus gemeinverständlich geschrieben, enthält auch eine ausführliche Abtheilung „Pilzfäule“ und darf jedermann warm empfohlen werden.

— Die Liebesarbeit für unsere Feldgrauen. Die Arbeiten der inneren Mission und verwandter Bestrebungen. Von Pastor W. Scheff. 276 Seiten mit 47 Bildern. Gebunden M. 4.20. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Gießener Hausfrauen-Verein

Kochanweisungen.

Kartoffelkase mit Hering. 2 Kilogramm geschälte Kartoffeln schneidet man in Stücke, kocht sie in Salzwasser, gießt sie trocken ab und läßt sie gut abdampfen, so daß sie keinerlei Spur von Feuchtigkeit zeigen, dann streicht man die Kartoffeln durch ein Sieb. Unter die Kartoffeln rührt man 20 Gramm Fett, 1—2 Eigelb, 1 Teelöffel glattgerührtes Eierstarkpulver, 1 geriebene Zwiebel, 2 Löffel geriebenen Käse, 2—3 entgrätete, würfelig geschnittene Heringe und zuletzt den heißen Schmeer der Eier. Man füllt die Masse in die vorgerichtete Auflaufform und bakt sie 40 bis 50 Minuten.

Kartoffelpeise mit Hering einfacherer Art. Kartoffeln geschält, gekocht, mit etwas Magermilch zu Brei zerstampft. Ein gewässertes Hering entgrätet und durch die Maschine getrieben. Eine halbe Mehlshölze gemacht, etwas Milch und die Heringsmasse daruntergerührt, und den vorher in eine Backform gestrichenen Kartoffelbrei damit übergossen. Ein wenig Semmelmehl darübergestreut, hellbraun gebacken.

Hopfe von Haser oder Graupengröße. 150 Gramm Größe mit so viel kaltem Wasser übergossen, daß sie gerade überdeckt ist, über Nacht stehen lassen, am andern Morgen 20 bis 25 Minuten angekocht und 3 bis 4 Stunden in die Kochflüssigkeit gestellt. Nach dem Herausnehmen kocht man sie, wenn nötig, noch dieselbe ein und gibt 2 bis 3 Eßlöffel Semmelmehl, 1 Ei oder Eierfals, Salz, Pfeffer, etwas feingehackte Zwiebel und Petersilie zu. Man formt runde Hopfe daraus, die man in Mehl weidet und in etwas heißen Fett brät. In Ermangelung von Fett kann man sie auch in Fleisch- oder Würfelbrühe kochen.

Kriegsbratlinge. 1/2 Pfund Haserflocken brüht man am Tage vorher mit kochendem Wasser auf. Den folgenden Tag wird 1 Hering und 1 Zwiebel fein gewiegt, dies mit 1 Ei, etwas Salz und Pfeffer unter die Haserflocken gerührt; Bratlinge geformt, goldgelb gebacken.

Brotausstrich. In 1/2 Liter kochendem Wasser löst man zuerst 2—3 Suppenlöffel oder ähnliches und dann 7 Blatt gewaschene Gelatine auf. Zur Verbesserung fügt man der Brei zerkleinerte gekochte Gemüse, Fischreife, Fleischreife, grünen Käse, allerlei Gewürze, Pilze, Tomatenmark bei. Je kräftiger die Masse abgeschmeckt ist, desto besser paßt sie zum Brot. Auch aus Trockenmilch, Mehl, grünem Käse und Gelatine kann man einen Brotausstrich kochen. (1/2—1 Tag erkalten lassen.)

Anmerkung: Für kleine Familien sollte immer nur die Hälfte der angegebenen Menge gekocht werden, da sich Gelatine Speisen nur 2—3 Tage halten.

Abkürzungen.

Vater — Schärps — Falter — Unko — Tiger — Sehns — Brot — Lotos — Karl — Wiego.

Von jedem Wort sind 2 Buchstaben an beliebiger Stelle abzutreiben. Die übrigen müssen in sinnmäßigem Zusammenhang gelesen eine kriegerische Maßnahme bezeichnen, die unsere Feinde, besonders die Engländer, sehr in Schrecken setzt.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Zahlenquadrats in voriger Nummer.

28	41	24	37	20
21	29	48	25	33
34	22	30	38	26
27	35	18	31	39
40	23	36	19	32